

Erna Preiß:

Dorles Traum

Ein neudeutsches Weihnachtsmärchen

Dorle löffelte ihre Abendsuppe. Sie war ziemlich dünn, es schwammen keine Fetttropfen auf der Oberfläche. „Den ganzen Nachmittag hab ich Schlange gestanden“, klagte die Mutter, „und nur ein Achtelkilo Fett für uns alle drei bekommen.“ Der Vater zuckte die Achseln. „Es ist eben wie im Krieg, wir müssen uns wieder daran gewöhnen. Im übrigen, red nicht so laut. Die Wände haben Ohren. Wenn andere unzufrieden sind, so heißt es höchstens Meckerer und Miesmacher, bei uns sagen sie gleich, natürlich, die Juden. . . Das Kind braucht nur ein Wort aufzujucken und unbedacht weiter zu sagen, schon haben wir eine schöne Versicherung.“ — „Dorle versteht doch noch gar nichts von dem, was wir sprechen“, meinte die Mutter, „außerdem — Versicherung. In acht Tagen ist Weihnachten. Vielleicht gehört es sich bei diesen Zeiten in Deutschland nicht, einem jüdischen Kind etwas zum Christfest zu schenken. Doch schließlich — früher habe ich Weihnachten immer als ein großes wunderschönes Volksfest, als wahres Fest der Liebe betrachtet, an dem alle teilnehmen dürfen. Heute — — —“ „Das Kind hat jedes Jahr sein Weihnachtsgeschenk bekommen und wird es auch dieses Jahr erhalten“, erklärte der Vater kategorisch. „Weißt du denn schon, was es sich wünscht?“

Da fiel Dorle ein, die entgegen der Annahme der Mutter, aufmerksam zugehört hatte: „Bitte, ich möchte eine große Puppe, die blondes Haar und blaue Augen hat und die Augen auf- und zuklappen kann.“ — „Om“, sagte der Vater. Und nach einer Weile: „Dorle, du kannst jetzt spielen gehen. Nachher bringt dich die Mama zu Bett.“ Dorle war, trotzdem sie erst fünf Jahre zählte, ein aufgewecktes kleines Mädchen. „Geh spielen“, das bedeutete, Vater und Mutter hatten etwas zu besprechen, wovon sie nichts wissen sollte. Also blieb Dorle hinter der Tür stehen und horchte. Ihr kleines Herz klopfte dabei sehr. Sie wußte, sie tat etwas Ungehöriges. Aber die Neugier brannte.

Der Vater zog die letzte Nummer des „Stürmer“ aus der Innentasche seiner Jacke. Mit gedämpfter Stimme las er der Mutter vor:

„Hiermit wird verboten, an die Eltern nichtarischer Kinder die bisher so beliebten blonden, blauäugigen Puppen zu verkaufen. Es beleidigt das deutsche Volksempfinden, solche Repräsentanten reinsten nordischen Typus in den Händen rassenfremder Kinder zu sehen.“

„Es wäre ja zum Lachen. . .“ — „. . . Wenn es nicht zum Weinen wäre“, ergänzte die Frau den angefangenen Satz des Mannes. „Und gerade jetzt wünscht sich Dorle ein neues blondes Puppenkind.“ — „Wird sich schon etwas anderes finden, das ihr ebenfolche Freude macht. Ich habe gerade heute einen Bekannten getroffen, dem irgendjemand, er wollte natürlich nicht sagen, wer, eine demokratische amerikanische Zeitung zugesteckt hat. Er schenkte sie mir, und ich las sie, versteckt zwischen den Spalten des

„Völkischen Beobachters“, in einer kleinen Konditorei. Da stand u. a., daß die Spielwarenindustrie in diesem Jahr weder Soldaten noch Kanonen auf den Markt gebracht hat. Statt dessen Polizisten, Cowboys und Indianer. Die Produzenten erklären nämlich, selbst die Kinder seien durch die pazifistische Propaganda in USA erfasst worden und fänden keinen Gefallen mehr an kriegerischen Spielen. Plötzlich wünschte ich mir sehr, in Amerika zu leben.“ — Die Frau seufzte. „Hoffentlich müssen wir nicht mehr allzulange hier bleiben. Allein des Kindes wegen.“ — „Hoffentlich“ Der Mann blickte trübe. Er



Weihnachtsschwur der Jugend

Stille Nacht, heilige Nacht . . .
Durch Lichterglänzen und Christbaumpracht,
durch Freuen und Singen dringt Hans an Hans
der Aufschrei der Not in das Dunkel hinaus
und birzt in die Nacht und wächst empor
und ballt sich zum Aufschrei und wird zum Chor
des Elends — ein Mahnruf von Jammer und
Leid
in der fröhlichen, seligen, gnadenbringenden
Weihnachtszeit.

Wir sprechen der Menschheit den Weihnachtsspruch:

Millionen Brüder im Elendsfluch
sind ärmer als damals die Hirten im Feld
und gehen im Dunkel — kein Lichtstrahl fällt,
kein Stern ist, der tröstend Verheißung glänzt,
kein Zweig, den sich grünend die Hoffnung
kränzt;
kein Jubel, aus Festglanz und Wohlturn
erblüht,
kein Festbaum, kein Schenken, kein Hoffen,
kein Lied . . .
Und leer sind die Hände, so bar jeder Freund,
nur Leid in den Herzen — nur Leid — nur
Leid — — —

Wir sprechen den Schwur:

Dies das letzte Mal,
daß Menschen zerbrechen in Not und Qual
Ist schwer auch der Weg und stürmend die
Zeit,
es kommt eine Nacht, da der Glocken Geläut
allen vom Turme die Vorkchaft dröhnt,
keiner in Leid und in Knechtschaft höhnt;
strahlend ein Baum uns die Weihnacht
hell,
freien Menschen in freier Welt — —
Alle ein Herzschlag, und keiner im Leid . . .
in der fröhlichen, seligen, gnadenbringenden
Weihnachtszeit!

Walter Schirmer.

wußte es besser als die Frau, wie schwer es war, draußen Arbeit und eine neue Existenz zu finden. Sonst hätte er schon längst den Nazis den Rücken gekehrt. Doch auch so würden sie in kurzer Zeit vor dem Nichts stehen. Das verschwieg er vorläufig. Wie lange würde es noch möglich sein?

Dorle, hinter der Tür, hatte nur das verstanden: sie würde keine blonde Puppe zum Weihnachtsgeschenk erhalten. Und — es sollte fortgehen von hier, in ein fremdes Land. Was für erregende Dinge. Als die Mutter ins Kinderzimmer trat, war Dorles Gesicht hochrot, und ihre Augen glänzten wie im Fieber. Die Mutter schüttelte den Kopf. Sie verstand das nicht. „Fehlt dir etwas? Hast du Schmerzen?“ Auf Dorles kindlicher Stirn bildete sich eine Falte. „Nein.“ — „Dann komm schnell. Höchste Zeit zum Schlafengehen.“ Dorle lag in ihrem kleinen weichen Bett. Die Mutter wollte das Licht löschen. „Gib mir meine beiden Puppen“, bat Dorle plötzlich ungestüm. „Sie sollen bei mir liegen, alle zwei, Magda und Elvira.“ Was hatte das Kind heute nur? Die Mutter nahm Magda und Elvira, zwei blonde, rotte Wachspuppen, nur wenig mitgenommen vom Zahn der Zeit, und reichte sie Dorle. Diese legte sie neben sich. Rechts Elvira, links Magda, streichelte immer abwechselnd die eine und die andere, betrachtete sie zärtlich. „Jetzt wird aber geschlafen“, erhob die Mutter Einspruch. „Ach schlafe ja schon, aber laß Magda und Elvira bei mir.“ — „Reinnetwegen.“ Das Kind war so sonderbar. Die Mutter gab nach. Drückte einen Gute-Nacht-Kuß auf Dorles Stirn und löschte das Licht. Im Zimmer war es fast dunkel. Der Mond kam erst langsam herbeigewandert, um es ein wenig mit seinem sanften Silberrieseln zu erhellen. Dorle schlief schnell ein. — — —

Plötzlich fuhr sie auf. Was war das? Unmöglich, und doch — da spazierten Magda und Elvira mitten durch das Zimmer und gingen geradewegs auf die Tür zu. „Wie sind sie nur aus dem Bett gekommen?“, schob es Dorle durch den Kopf. „Ich habe es gar nicht gehört, wie sie aufstanden. Da klopfte die Korridor tür.“ „Sie verlassen mich“, durchzuckte es Dorle, „meine Puppen rüden aus. Rein, das darf doch nicht sein.“ Sie sprang mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett, eilte ihnen, so wie sie war — im langen weißen Nachthemd — auf die Straße nach. Im Hausflur standen zwei Hitler-Pimpfe. Den einen kannte Dorle. Es war Max, der elfjährige Sohn des Portiers. Er trug die Uniform und den Dolch der Hitler-Jugend. Den Dolch hielt er in der Hand, als wolle er gleich damit auf Dorle losgehen. „Was machst du denn hier im Nachthemd?“ fragte Max höhnisch. Dorle zitterte. Es war sehr kalt. Und im übrigen unangenehm, von einem Jungen im Nachthemd gesehen zu werden. Der Junge veriperte ihr den Weg. „Laß mich durch“, bat Dorle, „meine Puppen sind ausgerückt. Ich muß sie wieder einfangen.“ — „Die Puppen haben ganz recht, daß sie dir weggelaufen sind“, grinste Max

und fuchtelte Dorle mit dem Dolch vor der Nase herum. „Blonde Puppen mit blauen Augen passen nicht zu dir, du jüdischer Untermensch.“

Dorle weinte. „Ich kann es gar nicht fassen, daß meine Puppen mich wirklich verlassen haben sollten. Die Magda war doch immer so lieb und gut, und Elvira sagte stets, besser als bei mir könne sie es nirgends auf der Welt kriegen. Ich gab ihnen immer reichlich zu essen und zu trinken und verdienstliche Kleider. Nach dem Essen mußten sie sich stets die Hände waschen, damit sie nicht krank werden. Einmal wurde Elvira aber doch krank, der Bauch plagte ihr etwas, und da fielen Sägespäne heraus. Ich brachte sie jedoch gleich zum Doktor, und der nähte sie wieder zu.“ — „Quatsch nicht“, erklärte der Hitler-Pimpf mitteilungslos, „das glauben wir dir auf keinen Fall. Juden lügen alle. Die rassistische Volkserneuerung kommt nur zum Ziel, wenn wir die Juden ausschalten.“ Er sprach den auswendig gelernten leeren Satz mit der mechanischen Unwissenheit einer gut geölkten Maschine.

Dorle entwischte den beiden doch zuletzt. Magda und Elvira hatten einen großen Vortprung. Dorle sah am Ende der Straße ihre blonden Köpfe flackern. „Sie werden sich erkälten“, dachte sie im Laufem, „so ohne Hut und Mantel in den Schnee. Was für ein Leichtsin.“ Daß sie selbst nur ein Nachhemd trug, hatte sie ganz vergessen. Außerdem war ihr warm, weil sie so schnell rannte.

Sie wollte gerade die Straße überqueren. Da schwenkte das Lichtsignal um auf grün. Der Schutzmann gab das Zeichen zur Durchfahrt. „Herr Wachtmeister, Herr Wachtmeister“, da stand ein kleines Mädchen im weißen Hemd, mit flehentlich erhobenen Händen. „Lassen Sie mich doch rüber. Ich schlängle mich schon durch zwischen den Autos.“ „Sehen Sie, da hinten, die beiden mit den blonden Köpfen, das sind meine Puppen. Sie sind ausgerückt. Ich will sie nach Hause zurückholen.“ Der Wachtmeister sah Dorle streng an. „Bist du Arierin?“ Dorle erschrak. „Ach, nein. Ich bin ein kleines Juden-Mädchen.“ — „Dann darfst du doch keine arischen Puppen mehr haben. Das ist doch die neueste Verordnung. Wir wissen es alle.“ Wieder schwenkte das Lichtsignal um. Jetzt auf rot. Der Verkehrsschutzmann mußte seine Heißengung ändern. Ehe er sich's versah, war Dorle unter seinem Arm durchgeschlüpft.

Weit, weit am Horizont sah man Elvira und Magda. Dorle lief ihnen nach, so rasch sie nur konnte. Aber kaum glaubte sie sich ihnen nahe, da kam ein neues Hindernis. So ging es fort und fort. Längst lag die große Stadt hinter ihr. Landstrassen tauchten auf, schneebedeckte Wälder, stille Dörfer im Lichterglanz. Es war mittlerweile Weihnachten geworden. „Wartet doch“, rief das kleine Mädchen. Doch Elvira und Magda hörten nicht. Immer mehr veränderte sich die Landschaft. Immer fremder wurde die Gegend. Jetzt kamen hohe Berge, tiefe dunkle Täler, und dort, was war das? Ein sonderbarer Pfahl ragte auf, ganz unbekannt war er Dorle, und hinter diesem Pfahl standen die Puppen plötzlich still. Atemlos langte sie bei ihm an. Sie empfingen Dorle fröhlich lachend und klapperten dabei mit den arischen Augen. „Siehst du, jetzt lassen wir uns fangen. Ganz freiwillig.“ Sie fielen Dorle um den Hals, herzten und küßten sie.

„Das verstehe ich nicht“, meinte Dorle und war sehr verwirrt. Das Lachen der Puppen klang noch heller durch die stille Weihnachtsnacht. Elvira, sie war die Resolutere, packte Dorle bei den Schultern. „Du, Dummdchen, hast du wirklich geglaubt, wir wollen dich verlassen und nichts mehr mit dir zu tun haben? Gerade das

Gegenteil ist der Fall. Wir wollten uns nur nicht von dir trennen, weil du doch fortgehst aus Berlin, und darum sind wir dir vorausgelaufen ins Ausland. Hier ist das Riesengebirge, wo du schon einmal mit deinen Eltern warst. Aber du erinnerst dich wohl nicht, es ist ja auch bereits zwei Jahre her, und da warst du noch viel, viel kleiner als heute.“ —

Mit einem Freudenschrei erwachte Dorle. Doch — da lag sie in dem weichen Kinderbett, und rechts und links, vom inzwischen aufgegangenen Mond hell beschienen, waren die Puppenkinder Magda und Elvira. Mit ihren gläsernen Augen starrten sie unbertwandt gerademais. „Da seid ihr ja“, rief Dorle. Es klang aber nicht mehr so heiter.

Sein letzter Auftritt

Von Ernst Pittmar

Ueber dem großen, überfüllten Raum des Großvarietés hing eine Wolke von Dunst und Tabakrauch. — Geschäftig eilten die Kellner hin und her, das Klappern der Kaffeetassen und das dumpfe Aufschlagen der Bierkrüge gab eine seltsame Begleitmusik zu dem etwas qualigen Spiel, das auf der Bühne geboten wurde.

Das Programm war gewiß reichhaltig, fast ein wenig zu reichhaltig, und sichtlich darauf angelegt, jeden Geschmack zufrieden zu stellen.

Soeben hatte eine um einige Grade zu korrupte Sängerin mit starker, aber wenig gepflegter Stimme ihre Lafterhaftigkeit, die ihr übrigens niemand recht glauben wollte, in alle Welt hinausgeschrien und beim Abtreiben lärmenden Beifall einer gewissen Sorte Unentwegter geerntet, die, bereits sichtlich alkoholisiert, vor allen Dingen laut in Erscheinung treten wollte. . . .

Dann trat ein Komiker auf, der mit vielen lebhaften Gesten älteste Witze auf neu aufzuzäumen versuchte. Zuerst wurde er durch einiges Gelächter ermuntert, schließlich gerieten die Leute jedoch in Unruhe.

„So ein Bart!“ rief eine breite dunkle Stimme dem gestenreichen Komiker zu, der eben versucht hatte, ein Humorinventar aus der Arche Noah wieder in unsere Zeit einzuführen.

Der Bart erweckte ein allseitiges Gemurmel der Heiterkeit.

Der Komiker, durch diese Improvisation sichtlich aus dem Konzept gebracht, begann zu stottern, griff einen Witz an der pointenlosen Stelle an, verbadderte sich nun ganz böß und war einen Augenblick vor Hilflosigkeit verstummt.

Dann fand er sich jedoch wieder und forderte das rebellisch werdende Publikum auf, ihm einige Stichworte zuzurufen, auf die er dann als Schnellredner so gleich replizieren werde.

Es begann nicht sehr glücklich.

„Ich bin ein Rindvieh!“ rief ihm ein allzu Witziger zu. Aber da bewies der Komiker, daß er auch nicht auf den Kopf gefallen war.

„Ach auch!“ bemerkte er trocken und hatte nun die Lacher einhellig auf seiner Seite.

„Deine Witze sind altersschwach!“ rief ein anderer. „Trotzdem sei so gut und lach!“ erinnerte der Komiker. Das ging eine Weile so weiter, bis ein kleiner Zwischenfall den Mann auf der Bühne zu übereilem Abgang zwang.

Er hatte einer älteren, sehr grimmig dreinschauenden Dame etwas derb geantwortet. Die Angezäpfe machte böse Miene zum harmlosen Spiel, begann den Komiker wüß zu beschimpfen und warf schließlich, in höchste Erregung geraten, ihre Handtasche nach ihm. Ein kleiner Tumult brach aus, die Frau, nunmehr völlig hysterisch geworden, schrie nach dem Geschäftsführer und wollte keine Ruhe geben.

Geschäftsführer sind immer Diplomaten, auch dieser war einer und er veranlaßte, nach dem alten Prinzip, daß der Kunde immer recht

hat, besonders dann, wenn er im Unrecht ist, den Abtritt des Komikers.

Nun geschah etwas Unerwartetes. Soeben hatte der Conferencier die Epikentänzerin angekündigt und die in dithyrambischen Worten Gefeierte, wollte soeben ihr graufames Werk beginnen, als sich plötzlich in den vorderen Tischreihen ein Mann erhob und wild gestikulierend auf die Bühne eilte.

Es war ein Mensch vielleicht in den Fünfzigern und als er jetzt mit schweißbedecktem Gesicht auf der Bühne stand — er hatte die Tänzerin einfach mit einer Handbewegung beiseite geschoben — sah man diesem sichtlich verwüsteten Kopf an, daß er einmal schön und ausdrucksvoll gewesen war.

Die feingeschnittene Mundpartie, die tiefliegenden, dunkelblauen Augen, die auch heute noch in befehltem Feuer glühten, legten Zeugnis davon ab.

Aber wie heruntergekommen sah der Mann aus!

Die Haare klebten ihm wie auf der Stirn, der Anzug schlotterte am Körper, war rissig und voller Flecke und die Hände fuhren mit den fahrigten Geßen des Nerventranks, seltsame Kreise beschreibend, durch die Luft.

„Wir müssen ihn sofort herunterholen — es ist ein Geisteskranker!“ sagte der Geschäftsführer aufgeregt.

Doch sein Sekretär hielt ihn am Arm zurück. „Lassen Sie ihn —“ bemerkte er mit interessiertem Gesicht, „kennen Sie ihn denn nicht? Es ist doch der Vollner, der einmal eine ganz große Nummer war!“

Der Mann auf der Bühne begann plötzlich zu sprechen. Mit einer rissigen, von mancherlei Ausschweifungen rosig gewordenen Stimme, heiser und sich überschlagend, aber einer Stimme, die in manchen Momenten, trotz aller Mängel, von einer unheimlichen Suggestivkraft war.

Das Publikum, zuerst starr vor Staunen, ging bald mit und begann sich schnell zu erwärmen.

„Freunde“, so rief der seltsame Mann auf der Bühne, während in seine dunklen Augen der Schimmer einer Träne trat, „ich weiß nicht, ob Sie mich noch kennen. Ich war einmal ein großer Künstler“ — seine zittrigen Hände beschrieb imaginäre Kreise, die in die Vergangenheit zu deuten schienen — aber das ist schon lange her! Aber glauben Sie nicht, daß alle Kraft in mir erloschen ist. Nein! Mag das Leben weitergehen, ich bin noch da, meine Kunst und ich!

Und plötzlich begann der Mann auf der Bühne Theater zu spielen.

Starkes, leidenschaftsdurchglühtes Theater, das gewiß hier ganz aus dem Rahmen fiel, das Publikum aber in einen Zustand des Entzückens versetzte. Er sprach tragisch und paradoxistisch, er rezitierte und gab vorgeäußerte Maskenspiele, es war ein Polpourri von allem und jedem, aus der Eingebung des Augenblicks

geboren, eine geniale, wirre und durcheinander
gütelnde Improvisation.

Das Publikum war tief gerührt und
welkte in die Affectaffen und Vorkörbchen
hinein.

Am Augenblick war er an einem Höhepunkt
angelangt, die Augen weiteten sich unnatürlich
groß, bekamen etwas Scherisches, die Hände
streckte er weit, wie segnend vor, die Stimme
brach ab, versagte...

Plötzlich stieg ein Schrei aus der Zu-

hörmengruppe. Der alte Künstler war mit einem
unterdrückten Seufzer zusammengesunken.

Man brachte ihn schnell in die Garderobe.
Ein herbeigeholter Arzt sagte kurz und be-
dauernd: „Da ist leider nichts mehr zu machen.
Herzschlag!“ Und drückte dem Alten die
Augen zu.

„Ein schöner Tod — —“ sagte der Se-
kretär und sah nachdenklich auf das blasse Ge-
sicht und den ausdrucksstarken Mund, der nun
für immer verstummt war...

Die Macht der Gewohnheit



Die sieben Wunder des Amazonasstroms

Amazonen, Tiger, Indianer und Wasserneger — Urtiere und Vampyrbäume — Die Todesnebel des Rio Umini

1878 Rio de Janeiro, im Dezember.

Das noch immer ungewisse Schicksal des
Obersten Kawcut lenkt das Interesse wieder
auf die immer noch nicht erforschten Gebiete
des Amazonasstromes. Erneut erweist es sich,
daß alle unsere geographischen Kenntnisse und
Erfahrungen immer noch lückenhaft sind. Was
müht es uns, daß die Erdkarte keine weißen
Flecken mehr aufweist, wenn riesige Land-
gebiete immer noch von keinem Weißen Fuß
betreten worden sind und es auch in abseh-
barer Zeit nicht werden? In Südamerika wim-
melt es davon; allein gute drei Viertel der
riesigen Provinz Matto Grosso sind immer noch
„terra incognita“ unbekanntes Land. Ein halber
Kontinent ist das, fast so groß wie Frankreich,
Deutschland und Spanien zusammengekommen.

Undurchdringlicher Urwald, reichende Was-
ser, das Sumpffieber des Putumayo und die
Curare-Pfeile der Indianer setzen hier jedem
Eindringen europäischer Menschen eine un-
überwindliche Grenze. Oberst Kawcut drang tief
in das geheimnisvolle Land ein, aber es gab
ihn bis heute nicht wieder heraus. Expediti-
onen über Expeditionen sind in den letzten drei-
hundert Jahren hier spurlos verschollen. Mit
Mühe rettete sich die Zweit-Expedition. Ein
Jahrzehnt vor ihr weilten die Deutschen Her-
mann Rüdert und Georg Lechner in dem
unbekannten Lande. Unter ungeheuren Schwie-
rigkeiten kamen sie zurück und erzählten ihre
Erfahrungen. Wie phantastische Spurbilder muten
sie uns an. Aber aufs Haar decken sie sich mit
den unkontrollierbaren Erzählungen der roten
Männer von Matto Grosso. Sie erzählen von
den geheimnisvollen Wundern des Amazonen-
stromes.

Die Amazonen gaben dem Strom den
Namen. Die Portugiesen, die ihn als erste
Europäer im frühen Mittelalter befuhrten,
wollten an seinem Ufer ein Volk gesehen haben,
das nur aus Weibern bestand. Das war eine
Läufchuna, durch die Schurzfellkleidung der
Eingeborenen. Aber eine merkwürdige Duplizi-
tät von Illusion und Nealeum will es, daß die
Amazonen wirklich vorhanden sein sollen. Mit-
ten im Urwald liegt ihre von den alten Inkas
aus Cuaderteinen erbante Stadt, in der sie
leben, als Priesterinnen der alten Gottheiten
des Intarides. Männer, die in sie einzudrin-
gen versuchen, werden von den streifbaren Prie-
sterinnen erbarungslos erschlagen. Diese sel-
ber „pflanzen sich dort“ durch Töchterkauf oder
Mädchenraub unter den umwohnenden Stäm-
men des roten Volkes, bis nach Kolumbien und
Surinam. Hermann Rüdert gibt vor, ihre
Stadt erreicht und gesehen zu haben. Sacara
heißt sie, so sagt er und schildert sie in seinem
gleichnamigen Buch.

Zwischen dem Amazonas und dem Karibi-
schen Meer liegt, schon zu Kolumbien gehörig,

der Distrikt Santa Maria. Hier lebt ein noch
größeres Wunder, das Volk der Tiger-India-
ner. Nötlichgelb ist ihre Hautfarbe wie die der
umwohnenden Stämme, aber von oben bis
unten besprenkelt mit tellergrünen, tief rost-
braunen Flecken. Noch eine zweite Merkwürdig-
keit zeichnet diese Menschen aus: ein geradezu
phänomenales Gedächtnis, das sie befähigt, sich
genau bis an die kleinsten Erlebnisse ihrer
allerersten Kindheit zurückzuerinnern. Die süd-
amerikanischen Gelehrten führen beides darauf
zurück, daß sich die Tiger-Indianer seit alter
Zeit ausschließlich von den Produkten des
Meeres, und zwar von einer besonderen Schild-
krötenart nähren.

Ob die weißen Indianer, die im Innern
von Matto Grosso streng getrennt von den
anderen Eingeborenen leben sollen, Wirklichkeit
ist oder nur ein Märchen der Indianerstämme
sind, wissen wir nicht. Aber auch Dvoit ver-
teidigt in seinem Expeditionsbericht leiden-
schaftlich und auf starke Wahrscheinlichkeits-
beweise gestützt, die Wirklichkeit ihrer Existenz.

Die Existenz der Wasserneger ist bereits
erwiesen. In den Fluten des Rio das Garas
lebt der „Negro d'agua“, so erzählen die
Indianer. Er sieht genau aus wie ein Negger,
ist fahlgelblich und hat Varentkräfte. In der
Nacht kommt es aus dem Wasser hervor, über-
fällt die am Ufer schlafenden Indianer, schleppt
sie ins Wasser und frisst sie dort. Wird er ver-
letzt oder gar getötet, so sinkt er unter wie ein
Stein und kommt auch nicht wieder hervor.
Ein Jahrhundert lang verlachte die Wissen-
schaft die Wasserneger als Fabelwesen. Dann
fiel man den ersten Voto. Er geht aufrecht,
gibt merkwürdige Laute von sich und hat mehr
Ähnlichkeit mit dem Menschen als ein Gorilla
oder ein Schimpanse.

Die Saurier starben vor zehntausend
Jahren aus, so leidet die Wissenschaft. Aber
im Dezember 1933 präsentierten Indianer aus
Matto Grosso in Rio de Janeiro ein sieben
Meter langes Iguanodon mit einer frischen
Schulwunde, und die Sektion ergab die Rich-
tigkeit ihrer Behauptung, daß sie es vor sechs
Wochen im Urwald erlegt hätten. Und noch von
einem anderen Tier erzählten sie, das dort sein
Umfassen treibe, schnellfüßig, blutdürstig, ries-
enzgroß, mit langem Hals, unwahrscheinlich
kleinem Kopf und großem Maul mit blehenden
Zähnen; mühelos erkennen wir in ihm das
prähistorische Triceratops. Leben in den Ur-
waldgewässern des Amazonasgebietes die letzten
Saurier? Wir wissen es nicht. Aber das wohl-
präparierte Iguanodon zielt den Zoo von Rio
de Janeiro, und seine Beschäftigung kostet nur
einen halben Millreis.

Im Urwaldgebiet des Rio das Mortas
wächst der Vampyrbaum. Er ist eigentlich eine
riesige Liane mit festem, knorrigem Stamm

und gummiartig biegsamen Zweigen und
Nesten. Er reagiert auf jede noch so leise Er-
schütterung des Erdbodens. Raft sich ihm ein
lebendes Wesen, ob Mensch oder Tier, so tastet
seine Nester danach, bis sie es erfaßt haben.
Dann schließen sie sich eifern darum und führen
es an eine bestimmte Stelle des Baumes. Der
Baum saugt es aus und läßt es dann wieder
herabfallen. Ein regelrechter Kannibale ist die-
ser Vampyrbaum also. Aber was ist daran so
Sonderbares? Wir kennen ja die Wasserneger,
die, wenn auch geringeren Formats,
genau das gleiche sind.

Das größte und geheimnisvollste Wunder
des Amazonasgebietes bergen jedoch die Täler
zwischen dem Rio Umini und dem Rio Toffé.
Jug besonders feuchtheißen Nächten steigen aus
ihnen dichte, schneeweiße Nebel auf, ballen sich
zusammen und überfluten das Land, bis sie
von den Bergen aufgehalten werden. Menschen
und Tiere weichen ihnen in panischer Furcht
aus, denn was die giftigen Nebel des Rio
Umini erfassen, ist rettungslos verloren. Mit
dem Aufsteigen der Morgenröte jedoch ver-
schwinden die Nebel genau so spurlos, wie sie
gekommen sind. Man hat die Leichen einiger
an ihnen gestorbenen Menschen und Tiere
seziert und erkannte als Todesursache die Ein-
wirkung eines bisher nicht analysierten Ver-
giftes. Carlos Cabrera.

Wissen Sie schon?

... wie die Zeit, in der wir leben, geo-
logisch zu bezeichnen ist? — Als Interglazial-
zeit; eine Zeit zwischen zwei Eiszeiten.

... was ein Pyjama ist und woher der
Ausdruck kommt? — Schlafanzug; aus dem
Orient (weite Hose, die von beiden Geschlech-
tern getragen wird).

... was Lanolin ist? — Fett aus Schaf-
wolle.

... wo die schwedischen (Sicherheits-),
Zündhölzchen erfunden wurden? — In Deutsch-
land (1852).

... wer der Erfinder der biegsamen Na-
sterlinge ist? — King C. Gillette.

... was ein Karat ist? — Die Einheit des Juwelengewichts (etwa 0,2 Gramm).
 ... woraus ursprünglich das englische Pflaster bestand? — Aus Seidenstoff und Gausfenblase.
 ... wie die Rohrpost befördert wird? — Durch Druck oder Saugluft in Röhren.
 ... wodurch die moderne Zeitung erst möglich wurde? — Durch Telephon, Telegraph, Notationspresse und Holzschliffpapier.

Kurt Doherer:

Legende

So starb er, wird er sterben, starb er schon
 Der Sand, der Sanduhr Ewigkeit, zeigt die
 Jahrzehnte gleich.
 Der Tag ist nicht — ist keine Zeit.
 So bricht, so brach er — und mit ihm, sein
 Reich.

Zuerst sah es ein Henkersknecht,
 der kannte Farb und Zeichen gut.
 Doch tat er so, als sah er schlecht.
 Und schwieg. Man spricht nicht gern von Blut.

So ging der Cäsar, König, Führer, Herr,
 noch seinen Weg und war schon tot
 und wußt es selbst nicht, ging, ab, schlief,
 nur eben — was der Henker sah —
 sein Schatten war schon rot.

Grün war er nicht, nicht schwarz,
 nicht ohne Licht, nicht Nacht.
 Und immer, wenn ein Opfer fiel,
 dann trank der Schatten neue Macht.

Und niemand sah es, bis zum Tag,
 da er vor allem Volk in einem Mai,
 die Sonne und die Freiheit höhnen ging,
 da war er tot und glaubte, daß er lebend sei.

Groß fiel sein Schatten hin, vor allem Volk
 und alle sahen, daß er blutig war.
 Das war der Tag, die Zeit war reif
 und von Erfüllung schwer in diesem Jahr.

Mut zog der Schatten aus der braunen Erde.
 Millionen Augen sahen es und klagten an.
 Er zitterte, als er die Hand hob, schlecht war
 die Gedärde.
 und dreht sich um, blickt auf den Weg, auf dem
 er kam.

Und niemand weiß, warum er strauchelte und
 sank.

Er wandte, fiel, fiel aufs Gesicht,
 Ob Viel ihn traf, ob Stahl ihn stach, ob Gift
 ihn brach.
 Er sank. Wann und warum, man weiß es nicht.

Er fiel. Fiel in den eignen Schatten,
 fiel in ein Meer, in warmes Blut.
 Sein fauler Atem blies die frische Erde an
 und brodelnd schäumte die zu Lava und zu
 Blut.

Woll Edel wich ein Stück der Stein zurück,
 als er zerfämelnd aus dem Erdleib drang.
 Er wich zurück und kochte auf, voll Haß und
 Born
 und sprang den Hingefallenen an.

Sein Maul ward voll, von aller Toten Mut.
 Ihm granite, wie so sehr sein Atem stank.
 Er wandte von sich selbst, sich sterbend ab
 und stöhnte und ertranf.

Heiteres

D, diese Anschaulichkeit. Als im Jahre 1909 in allen hierreichlichen Ländern die Jahrbundertfeier der Schlacht am Berge Isel feierlich begangen wurde, hatte der damalige Direktor des Gymnasiums zu Bielitz-Biala, Kieselwetter mit Namen, die offizielle Festrede zu halten. Der Vermisste soll an sich nicht gerade ein hervorragender Redner gewesen sein, hier aber, wo die feierliche Handlung weit über den Rahmen seiner Schule hinausging, verhaspelte er sich böllig und verließ sich zu folgendem Satzgebilde: „In der einen Fahne die Hand, mit der anderen die Augen zum Himmel gerichtet, so stand er da auf dem Berge Isel.“

Uebereinstimmung. Der Tenor: „In meiner Kehle liegt ein Vermögen.“ — Der Alkoholiker: „In meiner auch!“

Autorische. Professor Vederath in Wien, ein berühmter Operateur für Gallensteine, hatte den Fürsten von Liechtenstein in schwieriger Operation von einem Stein befreit. Als der Fürst wieder hergestellt war, ließ er dem Professor ein Honorar von 1000 Gulden zugehen. Vederath bestätigte den Empfang der Summe und schrieb: „Für einen Stein wäre das Honorar bestimmt genug, aber für einen Liechtenstein wäre es eigentlich a bissel knapp.“

Entwicklung. „Zhr Beruf?“ — „Ich verkaufe Kofosnüsse!“ — „Haben Sie das schon immer getan?“ — „Nein, angefangen habe ich mit Kafelnüssen, aber dann habe ich mich emporgearbeitet!“

Nicht zu ändern. „Meine Tochter tanzt mir auf dem Kopf herum!“ — „Und das lassen Sie sich bieten?“ — „Warum nicht? Sie ist doch Tanzlehrerin und wohnt über mir!“

Stoßseufzer. A. (zu einem Freund): „Ich wünsche, ich hätte 2000 Kronen Schulden!“ — B.: „Was für ein verrückter Wunsch!“ — A.: „Gar nicht verrückt. Sogar ein ganz beiseidenes, denn ich habe 4000 Kronen Schulden.“

Ermahnung. Der Herr Professor erwischt die beiden Brüder Müller während der Schulpause in verhasstem Gerausche. „Duben!“ mahnt der Herr Professor, „seid nicht wie Kain, von dem ich euch doch neulich erzählte! Seid verständig wie Abel, der von seinem Bruder erschlagen wurde und sich dennoch nicht rächte!“

Touristik. „So, Sie sind um die ganze Welt gereist? Auch den Rhein hinauf, wahr-scheinlich?“ — „Natürlich! Bis zum Gipfel.“ — „Haben Sie auch die Löwen von St. Markus gesehen?“ — „Den habe ich gefüttert.“ — „Und das Schwarze Meer besucht?“ — „Da habe ich meine Füllfeder gefüllt!“

Schach-Ecke

Gelistet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 262

Von Ottmar Nemo, Wien.
 (Sammlung Spielbücher.)

Schwarz: Kb6, Ta6, Sa8, Ba5. (4)



Weiß: Ke3, Df4, Sd8, Ba4, c6. (5)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 259: Da8-a6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinneber Emil, Tetschen; Burkert Franz, Schönau b. Neu-Titschein; Proch Anton, Predlitz; Schöfel Anton, Schöbrütz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Lohmüller Hans, Chimiak Theodor, Holfeld Otto, Habl Erwin, sämtliche Nestersitz; Steinwitz Adolf, König Anton, Steinwitz Johann, Robek Franz, Schmied Ferdinand, Walter Ludwig, sämtlich Kwitkau; Tesaf Franz, Suchal; Kraus Gerhard, Turn; Ulbert Rudolf, Proseditz; Reichel Walter, Drakowa; Triltsch Gustav, Wisterschan; Tepper Franz, Karlsbad; Schubert Josef, Kotschken b. Aussig.

Partie Nr. 94.

Sizilianisch.

Gespielt

im Leningrader Meisterschaftsturnier 1935.

Weiß: Rauser Schwarz: Botwinnik.

1. e3-e4 c7-c5
 2. Sg1-f3 Sg8-c6

3. d2-d4 c5xd4
 4. Sf3xd4 Sg8-f6
 5. Sb1-c3 d7-d6
 6. Lf1-e2 g7-g6
 7. Le1-c3 Lf8-g7
 8. Sd4-b3 Le8-e6!
 9. f2-f4 0-0
 10. 0-0 Schwarz hat die „Drachenvariante“ gewählt, die ihm bei der Läufstellung auf e6, verbunden mit dem folgenden Manöver, die Initiative auf dem Damenflügel gibt, bevor noch Weiß irgendwelche Operationen in der Mitte oder am Königsflügel unternehmen kann.

11. Sb3xa5 Dd8xa5
 12. Le2xf3 Le6-e1
 13. Tf1-e1 Tf8-d8
 14. Dd1-d2 Da5-e7!

Ein früher oder später notwendiger Zug hier gegen die Drohung Sd5.

15. Ta1-e1 e7-e5
 16. b2-b3 Die nun kommenden Widerwärtigkeiten konnte Weiß mit dem einfachen 16. fxe5, dxex5; 17. Df2 mit ungefährem Ausgleich vermeiden; aber vermutlich schwelgt Rauser im Vorgenuß einer methodischen Ausnützung der „verhängnisvollen“ Schwäche des schwarzen d-Kauern. Wie groß waren nun sein Staunen und seine Enttäuschung, als statt des Positionellen, ein Kombinationssturm über das Brett legte.

17. e4xd5 e5-e4!
 18. b3xe4 e4xf3
 19. c4-c5! Dc7-a5!
 20. Te1-d1? Erst hier macht Weiß den entscheidenden Fehler. Auf den Textzug folgt ein glänzendes Finale.

21. Le3-d4 f3-f2+!
 22. Kg1-f1 Da5-a6+
 23. Dd2-e2 Lg7xd4
 24. Td1xd4 Selbsttötend nicht
 24. Dxa6 wegen Se3+; 25. Ke3, f1d+. 26. Txf1, bxa6 mit Mehrfigur für Schwarz.

24. — — — Da6-d6
 Eine zeitgerechte und zwingende Überführung der Dame auf den Plan.

25. Tc1-d1 Df6-h4
 26. Dc2-d3 Td8-e8!
 27. Td4-e4 f7-f5
 28. Te1-c6 Sg4xb2+
 29. Kf1-e2 Dh4xf4

Aufgegeben, denn es geht bei hoffnungsloser Stellung eine Qualität verloren; 30. Tf1, Sxf1; 31. Kxf1, Txe6; 32. dxe6, De5! usw. Eine der besten Partien des Turniers, von Botwinnik glänzend durchgeführt.

Anmerkungen von Ragosin.